

Leseprobe aus:

**Bernd Lichtenberg**

# **Kolonie der Nomaden**



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf [rowohlt.de](http://rowohlt.de).

# 1

Ein blechernes Geräusch durchschnitt den Morgen und weckte Johannes eine Stunde, bevor sein Wecker klingeln sollte. Marianne, seine Frau, lag wie ein Stein neben ihm im Bett, sie hatte wieder Schlaftabletten genommen. Johannes sah durch den Vorhangspalt auf die alte Kastanie im Garten, ihn fröstelte ein wenig, weil seine Decke weggestrampelt war. Leise stand er auf, streifte sich den Bademantel über, der auf einem Stuhl neben dem Bett lag, und ging barfuß die kalte Steintreppe hinunter in die Küche. Mit einem Glas Leitungswasser in der Hand öffnete er die Schiebetür nach draußen und trat auf die Terrasse. Es war ganz still, im ersten Morgenlicht sah der Garten aus wie ein lange verlassenes Paradies, der Gärtner hatte eine fast zu perfekte Arbeit geleistet. Nur das Baumhaus, schon ein wenig verrottet, war übrig von seiner Kindheit, und als der Gärtner im letzten Herbst vorgeschlagen hatte, die hölzerne Burg zu entfernen, waren er und seine Frau sich sofort einig gewesen. Die morschen Bretter sollten bleiben.

Er trank mit wenigen Schlucken sein Glas aus und suchte nach der Ursache des Geräuschs, das ihn aus dem Schlaf gerissen hatte. Nichts zu sehen, zudem blies kein Wind, da konnte also nichts umgefallen sein. Und doch war das Geräusch aus dem Garten gekommen, wenn er es nicht geträumt hatte.

Johannes fühlte sich plötzlich hellwach. Er ging zurück ins

Schlafzimmer, zog Turnschuhe, Freizeitjeans und einen Pull-over an, nahm die angebrochene Packung Zigaretten vom Küchentisch und trat wieder nach draußen, um zu schauen, ob im Gartenhaus alles in Ordnung war. Auch hier fiel ihm nichts auf, die Spaten, Besen und Laubrechen hingen nebeneinander an der Wand, der fahrbare Rasenmäher wirkte überdimensional neben den alten Geräten, ein gewiefter Angestellter in einem Gartengeschäft hatte ihm das Modell angedreht, vollkommen übertrieben trotz des wirklich günstigen Sonderpreises, der ihn damals zum Kauf bewogen hatte. Kurz schoss wieder der Gedanke durch seinen Kopf, dass eigentlich alles zu groß war in ihrem Leben, jedenfalls größer, als sie es brauchten, aber dann sah er, strahlend in der aufgehenden Sonne, die Buche auf dem Hügel am Ende des Grundstücks und beschloss, dort seine Morgenzigarette zu rauchen.

Er war ein wenig aus der Puste, als er oben ankam, und ihm wurde bewusst, wie lange er zu dieser Stunde nicht mehr hier gestanden hatte: ungefähr einundzwanzig Jahre. Da war es einen Sommer lang beinahe Alltag gewesen. Wenn seine Frau Paul gestillt hatte oder der Kleine nicht aufhören wollte zu schreien, hatte er ihn auf den Arm genommen, war hier hochgelaufen, um ihn zu beruhigen, und immer war Paul eingeschlafen gewesen, wenn sie die Spitze des Hügels erreichten. Johannes aber hatte dann noch ein paar Minuten auf die Stadt geblickt, seinen Sohn fest an sich gedrückt, hatte er die Atembewegungen des Kleinen gespürt, den warmen Hauch an seiner Brust und das Pochen des winzigen Herzens.

Johannes setzte sich auf einen Baumstumpf, zündete die Zigarette an und blickte auf den Strom von Autoscheinwerfern und Rücklichtern, der durch die Adern der Stadt spülte. Er

würde unweigerlich in den Berufsverkehr kommen, wenn er Paul um halb zehn vom Flughafen abholte.

Das Bellen eines Hundes war zu hören. Auf dem Weg, der sich am Zaun des Grundstücks entlang tiefer in den Wald schlängelte, stand eine Joggerin. Sie zerrte an der Leine, um ihren Schäferhund davon abzuhalten, ins Gehölz zu rennen, wo er vermutlich einen Hasen oder ein Reh gerochen hatte. Dabei drehte sie sich um, und Johannes sah, dass es Julia war, Pauls Exfreundin, die Tochter der Nachbarn. Er hob die Hand zu einem kurzen Gruß, die junge Frau winkte zurück und lief weiter.

Er schnippte seine Zigarette ins Gras und drückte sie mit der Spitze seines Turnschuhs aus. Etwas Rotes schimmerte auf dem Rasen, und als er sich bückte, entdeckte er eine Schachtel Pallmall. Sein Vater hatte Pallmall geraucht, aber der kam aus gegebenem Anlass natürlich nicht in Frage. Drei Zigaretten steckten noch in der Packung und ein kleines rotes Feuerzeug, das auf den Boden gerutscht war. Er fröstelte, als er sie nun festumschlossen in seiner Hand hielt. Der Zaun, der das Grundstück von dem Waldweg trennte, war zu weit weg, als dass jemand sie bis hierher hätte werfen können.

Drei Flugzeuge zerschnitten den Himmel, sie flogen in verschiedene Richtungen. Im Schlafzimmerfenster blitzte die Sonne auf. Johannes spürte plötzlich eine Unbehaglichkeit in seinem Körper, er fühlte sich fremd, teilnahmslos, als wäre er ein unbekannter Besucher in diesem Haus und diesem Garten. Er steckte die Zigarettenschachtel in seine Hosentasche, und, wie um sich selbst wieder einzuholen, ging er schnellen Schrittes auf das Haus zu. Erst als er die Terrasse erreichte, beruhigte er sich – es war alles in Ordnung.

Johannes betrat die Küche und sah überrascht, dass der Frühstückstisch schon gedeckt war, die Kaffeemaschine gluckerte, und aus dem Wohnzimmer heulte der Staubsauger. Betriebsamkeit schien Marianne in den letzten Tagen zu helfen. Er nestelte die Pallmallpackung aus der Hose und legte sie auf die Küchenanrichte, während er mit der anderen Hand nach den beiden Brotscheiben fischte, die mit einem lauten Klack aus den Schlitzen des Toasters gesprungen waren. Er warf sie auf die Teller und wartete, die beunruhigenden Schlagzeilen der Zeitung überfliegend, die neben der Maschine lag, bis der letzte Rest Kaffee in die Kanne tröpfelte. Der Staubsauger im Wohnzimmer wurde ausgeschaltet, Johannes nahm Zeitung und Kaffee, ging zum Tisch und schenkte zwei Tassen ein. Er seufzte, eigentlich grundlos, und wollte sich in den Leitartikel vertiefen, als er die Stimme seiner Frau hörte.

«Wir sollten den Pflegern etwas Geld geben.» Marianne kam in die Küche, stellte den Staubsauger in den Schrank und rückte auf der Anrichte irgendetwas zurecht, das gehörte zu ihren Lieblingsbeschäftigungen. Ihr morgendlicher Aktionismus war ihm schon immer fremd gewesen. Johannes holte Luft und fragte: «Wie hast du geschlafen?»

«Gut. Was hältst du von fünfhundert Euro für alle?»

Sie griff zu der Pallmallpackung, ohne zu bemerken, dass es nicht ihre war. Seit drei Monaten rauchte sie wieder, und meistens rote Gauloises. Sie rauchte wieder, nach sechs Jahren militanter Nichtraucherzeit, in der er selbst nur auf der Terrasse hatte rauchen dürfen und sie auch den armen Paul immer wieder hatte versprechen lassen, dass er gar nicht erst damit anfangen würde.

«Fünfhundert. Ist mir recht.» Johannes gefiel es nicht, dass

Marianne an der Zigarette eines Unbekannten zog, das hatte etwas Widerwärtiges, aber er war zu müde für Erklärungen und schwieg.

Sie setzte sich zu ihm an den Küchentisch. «Schön, dass du dir für Paul freigenommen hast.»

Jedes Lob verdeckt einen Vorwurf, dachte Johannes und überlegte, wie er es verhindern könnte, dass sie ein paar «gute Vorschläge» machte. Marianne wusste ganz unbewusst zu treffen, wenn es um die Defizite ging, die ihn daran hinderten, der Vater zu sein, den er sich für seinen Sohn erträumt hatte. Eigentlich lobte sie ihn nur, für seine Geduld zum Beispiel oder für seine Gelassenheit, machte aber trotzdem diese Vorschläge, und die waren der subtilere und schmerzhaftere Angriff, weil sie ihn stets darauf hinwiesen, dass er sich selbst nicht genügte.

Sie drückte die Zigarette aus, belegte ihr Vollkornbrot und tupfte mit der Messerspitze mehrere Kleckse Marmelade auf den Käse, das hatte Paul sich von ihr abgesehen.

«Was habt ihr vor?»

«Nichts Besonderes», sagte Johannes leise und wich ihrem Blick aus. Genau diese Fragen machten ihn wahnsinnig. Er hatte überhaupt nichts vor, und das aus gutem Grund. Als er sich das letzte Mal mit Paul alleine getroffen und vorher alles ganz genau überlegt hatte – Essen beim Italiener, Minigolfspielen, Karten für ein klassisches Open-Air-Konzert –, war's gründlich schiefgegangen. Diesmal wollte er seinen Sohn aus der Reserve locken. Paul sollte selbst vorschlagen, wie sie den Tag verbrachten.

Marianne blätterte in der Zeitung und zeigte ihm die Anzeige: achteckig, ein schlichtes, schwarzes Kreuz, nur das Nötigste an Text, kein Sinnspruch, kein Gedicht. Denn obwohl

sein Vater es geliebt hatte, jedes Thema mit einer humoristischen Lebensweisheit zu kommentieren, wäre es Johannes absurd vorgekommen, sein Leben und seinen Abgang in einem Dreizeiler zusammenzufassen.

Marianne war aufgestanden und zur Spüle gegangen. Als er von der Zeitung aufsah, merkte er, dass sie ihn anschaute. In dem kurzen Moment, bevor sie den Blick abwandte, sah er darin etwas Fragendes und Radikales, etwas, das ihn einschüchterte und ihm gefiel – es war ein Blick, den er von früher kannte.

Sie drehte das Wasser auf und spritzte die Teller und Tassen ab, bevor sie das Geschirr in die Spülmaschine räumte. Es klang halb genuschelt, als sie sagte: «Wir könnten im Oktober mal ein paar Tage verreisen.»

«Gute Idee.» Johannes blickte auf die Uhr, es war eigentlich noch zu früh, um zum Flughafen zu fahren, aber etwas drängte ihn, und er stand auf, um sich seine Jacke zu holen. Zurück in der Küche, drückte er Marianne einen Kuss auf die Wange. «Rufst du noch beim Café Siegler an?»

«Ich fahre vorbei, nach der Arbeit. Sag Paul bitte, dass ich mich auf heute Abend freue.»

Das elektrische Garagentor öffnete sich, Johannes fuhr nach draußen, doch ein bis oben mit Werbezeitschriften bepackter Einkaufswagen blockierte die Einfahrt. Vor dem Haus stand ein Punkmädchen, das gerade eine Zeitung in den Briefkasten neben der Tür presste. Sie grüßte linkisch, lief zum Wagen und versuchte, ihn weiterzuschieben. Eines der kleinen Rädchen aber hatte sich zwischen den Pflastersteinen verhakt, und so ruckelte sie einige Sekunden, ohne dass sich der Wagen be-

wegen ließ. Dann aber stemmte sie sich mit aller Kraft gegen die Lenkstange, und mit lautem Scheppern rollte der Wagen weiter. Johannes war sich sicher: Dies war nicht das Geräusch, das ihn am Morgen geweckt hatte.

Die Fahrt durch den Wald bis zur Bundesstraße war wie immer angenehm, Johannes liebte es, im Grünen zu wohnen. Ihm machte die tägliche Fahrerei nichts aus, im Gegenteil, dies war seine Ruhezone, die einzige Zeit des Tages, in der er mit sich allein sein konnte. Er konzentrierte sich auf die vorbeiziehenden Bäume, und doch wollte ihm nicht aus dem Kopf gehen, wie Marianne ihn eben in der Küche angeguckt hatte. Er dachte daran, wie er sie das erste Mal gesehen hatte, vor über dreißig Jahren, aus der dritten Reihe, vom fünften Platz rechts, wie sie in einem blauen Trainingsanzug barfuß als Käthchen von Heilbronn auf die Bühne des Hyperiontheaters gesprungen war, «Mein Hoher Herr, vor meinen Richter hat man mich gerufen» gezirpt hatte und wie es um ihn geschehen gewesen war. Wie sie mit einer katzenhaften Beweglichkeit über die Bühne getänzelt war, wie sie geschrien, gespuckt und sich in eine tonlose Traurigkeit verkrochen hatte, gefährlich durch ihre Anmut, unausweichlich durch ihren Blick. Wie er gebannt dieses konzentrierte Bündel Wildheit verfolgt hatte, bis sie sich dann nicht mehr bewegte, wie es im Zuschauerraum ganz still geworden war und sie ausgeatmet, geflüstert und alle aus großen Augen angesehen hatte: «Ich sagte, den Zeisig littest du, den zwitschernden, in den süßduftenden Holunderbüschen, möchtest denn das Käthchen von Heilbronn auch leiden.»

Sein Bruder neben ihm aber schnarchte so laut, dass sie in den nächsten Minuten immer wieder zur dritten Reihe schaute, fordernd, einschüchternd, ein Blick wie ein Auftrag, bis er An-

dreas endlich in die Seite stieß. Der aber, selig lächelnd, hatte sich umgewandt, auf Marianne gezeigt und ihm ins Ohr geflüstert: «Ich habe geträumt. Vom Käthchen ...»

Johannes musste bremsen, kurz vor dem Abzweig zur Bundesstraße war hinter einem Traktor ein Stau entstanden. Vom Rücksitz des Passatkombis vor ihm winkte ein kleiner Junge, der Terrier auf der Gepäckfläche bellte ihn durch das Heckfenster stumm an. Er schaltete das Radio ein, der Anschlag in Belgien auf fast allen Kanälen. Ein Experte sprach davon, dass der Sprengsatz vermutlich ferngesteuert auf der Strecke explodiert war. Ein belgischer Bauer redete von einem verdächtigen blauen Kastenwagen nicht weit von den Gleisen beim Unglücksort. Johannes drehte auf den Klassiksender, er wollte nichts davon hören. Nicht heute, nicht an seinem freien Tag, nicht vor der Beerdigung seines Vaters.

Die Bundesstraße war frei, er würde viel zu früh am Flughafen ankommen. Er ging vom Gas, fuhr auf die rechte Spur, die großformatigen Werbeplakate vor den Gewerbeparks schwebten an ihm vorbei. Als er das Schild einer Baumarktkette sah, entschied er sich, die Zeit zu nutzen und noch etwas Brennholz für den Kamin zu kaufen. Er bog rechts ab, auf den fast leeren Parkplatz, wo Arbeiter damit beschäftigt waren, ein Zirkuszelt aufzubauen. Johannes ging zu den großen Körben am Eingang, warf die in Netzen gebündelten Holzscheite in den Einkaufswagen und schob ihn in den Laden. Die Frau an der Kasse beschwerte sich, dass er so früh am Morgen mit einem Hundert-Euro-Schein zahlte, auf sein entschuldigendes Achselzuckeln blickte sie ihn nur an und zählte schweigend das Wechselgeld aus der Kasse. Johannes lud das Brennholz in den

Kofferraum seines Wagens, da wurde ihm bewusst, wie unsinnig die Aktion war. Heute Morgen hatte er doch im Gartenhäuschen noch einen ganzen Stapel Holz gesehen. Wahrscheinlich wollte er nichts anderes, als später am Tag noch einmal gemeinsam mit Paul das Holz aus dem Kofferraum ins Gartenhaus zu tragen, wie sie es früher so oft gemacht hatten. Johannes lächelte bei dem Gedanken, wie albern das alles war. Holzscheite. Vorräte. Massenkäufe. All der Kram, all die nutzlosen Dinge. Symbole für die Verpflichtung gegenüber einer Zukunft, die man sich ohnehin nicht anders vorstellen konnte und wollte. Einmal im Keller, in den Vorratsräumen oder auf dem Speicher eingelagert, waren sie doch nur Erinnerung an den Wunsch von früher, der im besten Fall noch der von heute war: dass alles für immer beim Alten bliebe.

Dreißig Meter weiter auf dem Parkplatz standen die Zirkusarbeiter jetzt um das Zeltgerüst herum und zerrten an den Planen, die im Wind flatterten. Johannes zündete sich eine Zigarette an, um das Geschehen noch ein wenig zu verfolgen. Es war kein großer Zirkus, fünf Wagen, und außer dem Esel, mit dem ein Clown vor dem Baumarkt um «Futter für unsere Tiere» bettelte, sah Johannes nur ein Pferd und ein kleines Äffchen, das am Hals eines älteren Mannes hing, der aufgeregt um die Arbeiter herumlief. Es kam ihm alles erbärmlich und traurig vor, aber er wartete doch ab, bis die Zeltplanen einigermaßen straff auf dem Gestell lagen und provisorisch festgebunden waren. Auf der Kopfseite des Zeltes stand in altmodischen Lettern der Schriftzug *Kinderzirkus Lollipop. Erste Vorführung 16 Uhr.*

«Haben die auch Elefanten?», fragte der kleine Junge, der ihn plötzlich am Ärmel zupfte. Es war das Kind aus dem Pas-

satkombi, das ihm vorhin gewunken hatte. Seine ältere Schwester stand fünf Meter weiter. Sie hörte Musik aus dem iPod und war auf ihrem eigenen Planeten.

«Nein, ich fürchte, die haben keine Elefanten.»

Der Junge blickte Johannes an. «Schade. Im Fernsehen haben die immer welche.»

«Die haben einen Esel», sagte Johannes und zeigte auf den Eingang des Baumarktes.

«Ein Esel ist nicht dasselbe», entgegnete der Junge und lief weg. Johannes fühlte sich plötzlich schuldig, dass er dem kleinen Mann nichts anderes hatte sagen können. Erbärmlich und traurig waren doch nicht die Zirkusleute, die mit vollem Einsatz daran arbeiteten, dass um vier die erste Vorstellung beginnen konnte. Erbärmlich und traurig waren seine Erwartungen und die des kleinen Jungen, die ihnen schon jetzt keine Chance mehr ließen. Aber vermutlich hatten sich die Zirkusleute längst damit abgefunden, nicht mehr alle Wünsche erfüllen zu können, ihre Vorstellungen waren routiniert und auf eine brutale Weise ohne Zauber.

Die Mutter der beiden Kinder kam mit einem Einkaufswagen voller Topfpflanzen auf den Passat zugefahren. Das Mädchen, die Stöpsel in den Ohren, hielt sein Gesicht mit geschlossenen Augen in die Sonne, der Junge war verschwunden. Als die Mutter zu schimpfen anfang, öffnete ihre Tochter die Augen und sah plötzlich irritiert und ängstlich aus, mit beunruhigtem Blick suchte sie den Parkplatz ab. Doch dann entdeckte sie den Kleinen, der am Rand des Zirkuszeltens bei dem alten Mann mit dem Affen stand. Johannes konnte es nicht genau erkennen, aber es schien, als ob der Junge das Äffchen mit irgendetwas fütterte. Er wirkte sehr aufgeregt, und Johannes

wünschte sich auf einmal in die Zeit zurück, in der man auf so einfache Weise belogen werden konnte. Er stieg in seinen Wagen. Als er an dem Zirkuszelt vorbei auf die Bundesstraße fuhr, hatte das Mädchen den Bruder erreicht. Johannes konnte noch im Rückspiegel sehen, wie der Junge sich weigerte, mit ihr zu kommen. Dann musste er sich darauf konzentrieren, in den laufenden Verkehr einzufädeln.

Er öffnete das Seitenfenster. Warme Luft strömte um sein Gesicht. Als er beschleunigte, strich ihm der Fahrtwind eine Träne über die Wange. Er wischte sie weg, stützte seine Hände fest auf das Lenkrad, gab Gas und wechselte auf die linke Spur.

## 2

Paul wurde durch das Piepen seines Weckers aus einem sonderbaren Traum gerissen. Neben zwei asiatischen Schönheiten hatte er in diesem Traum gelegen, am palmenbeschatteten Strand eines fernöstlichen Landes, als ihm beim Anblick einer vielleicht vierzigjährigen Frau, die in winterlicher Kleidung einen Kinderwagen durch den Sand zu schieben versuchte, plötzlich siedend heiß bewusst wurde, dass er total spontan in Urlaub gefahren war und das Baby zu Hause vergessen hatte. Es lag seit zwei Wochen allein im Kinderbettchen seiner Berliner Wohnung und müsste mittlerweile verhungert und verdurstet sein. Mit klopfendem Herzen sah sich Paul nach Hause zurückkommen: sah sich in seinem Zimmer zu dem Bettchen rennen, wegen des Gestanks die Nase rümpfend, eine mit kleinen Eisbären bemalte Decke wegreißen und darunter ein ausgetrocknetes und verledertes Häufchen finden, das ihn mit mumifizierter Affenfratze anblickte. Nur der hohe Piepston im Hintergrund passte nicht, ihm fiel ein, dass er in einer WG wohnte, einer seiner Mitbewohner, vielleicht sogar Kobetzki, hatte sich bestimmt um das Kind gekümmert. Und als Paul wenige Sekunden später die Augen öffnete, stellte er fest, dass das Morgenlicht, das ihn durchs schräge Dachfenster blendete, nicht die Kraft der äquatorialen Sonne in seinem Traum besaß. Verwirrt blickte er sich um. Er lag in seinem Zimmer in Berlin, schweißgebadet zwar, aber erleichtert. Er hatte gar kein Baby und auch nie eins gehabt.

Noch waberten die Bilder des Traums durch seine schläfrigen Gedanken, das erloschene Lagerfeuer, die seltsam im Wind tanzenden Palmenblätter, die grellgeschminkten Schönheiten, aber Paul gab auf, all das deuten zu wollen, als er auf den Wecker sah. Es war schon halb sieben, das erste Signal musste er überhört haben. Plötzlich wusste er, dass das ungute Gefühl in seinem Innern nicht nur das Überbleibsel seines Traums war, dass es nicht einfach so verschwinden würde: Großvater war gestorben, und er musste zur Beerdigung nach Hause fahren. Paul sah durchs offene Dachfenster auf die Schornsteine des Altbaus gegenüber, die grau und hart gegen den blauen Himmel mit den wie auf Butterpapier gemalten Wolken standen, und atmete die klare Luft des Spätsommers ein.

Nach einer Katzenwäsche saß er am Frühstückstisch. Natürlich hatte er sich perfekt vorbereitet, um die vier Tage bei seinen Eltern zu überstehen. Er schlürfte einen viel zu starken Kaffee, blätterte schnell noch einmal im kommentierten Vorlesungsverzeichnis der philosophischen Fakultät und pickte sich drei Hauptseminare heraus, um seinen Eltern auf die unausweichliche Frage etwas entgegen zu können. Zuletzt steckte er ein philosophisches Lexikon ins Handgepäck, die Lektüre der entsprechenden Artikel im Flieger müsste ihm genügend Material liefern, selbst wenn Vater nachhakte. Die Strategie hatte sich bewährt: zehn Minuten am ersten Tag offensiv über das Studium reden, dann wurde er im Allgemeinen in Ruhe gelassen. Niemand, mit dem er sprach, nicht einmal sein Vater, wollte mehr wissen.

Aus Kobetzkis Zimmer piepte ein Handy, was darauf schließen ließ, dass er im Sage Club wieder einmal eine Arzthelfe-

rin, eine Yogalehrerin oder sonstiges frühaufstehendes Gemüse aufgelesen hatte, das sich in wenigen Minuten mit erschreckend guter Laune fettarmen Frischkäse aufs Körnerbrot schmieren würde. Hastig sammelte Paul sein Zeug zusammen – den Rucksack hatte er zum Glück schon am Abend gepackt – und verließ einigermaßen geräuschfrei die Wohnung. Auf der Straße schlug ihm die Morgensonne angenehm ins Gesicht, Wärme reaktivierte die Tetrawellen in seinem Gehirn und ließ ihn in einen wohligh trügen Zustand versinken, bei dem sein Körper, außer dem motorisch Notwendigen, auf einen Standbymodus heruntergefahren wurde. So traumwandelnd hatte er schon die Hälfte des Weges zur S-Bahn zurückgelegt, als ihm der rauchende Zwanzigerjahre-Vamp aus dem letzte Nacht heruntergeladenen russischen Porno einfiel – und dass er möglicherweise die Nikotinpflaster vergessen hatte. Der böse Fetzen Realität verhedderte sich im Traumgetriebe und stieß ihn schlagartig auf die Straße zurück. In seiner Jacke waren sie nicht. Er kramte in Hose und Tasche, aber er fand nur die Pfefferminzbombons, die seinen Atem neutralisieren sollten, nachdem er im Garten, bei einem Spaziergang im Wald oder sonstwo abseits der Eltern (vor allem fern seiner hysterisch ex-und-nicht-rauchenden Mutter) die Gelegenheit gefunden hätte, ein Zigarettchen zu dampfen. Er durchsuchte ein zweites Mal alle Taschen, durchwühlte den Rucksack und seinen Kulturbeutel. Nichts, die Pflaster mussten im Badezimmer liegen. Wie aber sollte er seine Eltern und die ganze deprimierende Beerdigungsshow ohne eine angemessene Nikotingrundversorgung überstehen? Paul stopfte die Sachen in den Rucksack und blickte auf die Uhr: Wenn er sich beeilte, müsste er es schaffen. Auf dem Weg zurück, gegen den Strom der Ange-